

"Unsere Freundschaft ist eine Rosenhecke"

Autor(en): **Speich, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Actio humana : das Abenteuer, Mensch zu sein**

Band (Jahr): **100 (1991)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-553862>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«UNSERE FREUNDSCHAFT IST EINE ROSENHECKE»

Erst wenn zwei Menschen sich riechen mögen, wird aus der Kommunikation auf Distanz eine echte Begegnung. Jeder hält dann den Geruch des anderen aus, der ja so individuell spezifisch ist wie ein Fingerabdruck und ausserdem durch Befinden, Gesundheitszustand und Ernährung noch moduliert wird. Mit Parfums, aus Blütenessenzen gewonnen oder zumindest duftenden Blumen nachempfunden, unterstreichen wir noch die Bedeutung unseres Hautgeruches. «Dient vielleicht die Seele, die wir den Blumen entleihen, dazu, den Mangel an Seele auszugleichen, unter dem wir leiden?» fragt eine junge französische Medizinerin, Sylvie Martinet, in ihrer Dissertation.



22. Januar 1963. Begegnung im Elysee-Palast. Kameras surren, klicken und blitzen. Zwei alte Männer gehen mit offenen Armen einen Schritt aufeinander zu. Es sind die Regierungschefs von zwei Nationen, die sich seit 400 Jahren bekämpft haben, zuletzt in zwei brutalen Weltkriegen. Charles de Gaulle, der grössere und mit seinen 73 Jahren der jüngere der beiden, beugt sich vor und umarmt Konrad Adenauer, 87, der kurz vor seinem Abschied aus der Politik steht. Einen Augenblick sieht es so aus, als ob sich die beiden beschnupperten. Sie küssen sich auf die Wange. Die beiden Staatsmänner haben einen Freundschaftsvertrag zwischen Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland abgeschlossen.

Wenn zwei Menschen sich umarmen, nimmt jeder den Geruch des anderen auf. Meistens kennen sie sich schon gut, und die Gerüche sind vertraut. Die Umarmung ist ein Erlebnis des Vertrauens und damit der Geborgenheit. Für ein paar Sekunden wird in den beiden Menschen die Erinnerung an das Ur-Erlebnis des Vertrauens geweckt, als sie kurz nach

der Geburt an der Brust ihrer Mutter lagen, geborgen von ihren Armen. Dann kommt das Heute wieder, und sie lösen sich aus der Umarmung. Wir Menschen begegnen uns mit den Augen. Wir nehmen Kontakt auf mit Worten. Wenn wir uns nahegekommen sind, berühren wir uns. Doch wir registrieren gar nicht, dass wir uns ausser den Schallwellen der Worte und den Signalen der Körpersprache auch Geruchsmoleküle zusenden. Diese werden ohne unser Dazutun von feinsten Rezeptoren in der Nase aufgefangen und von Millionen von Neuronen im Hirn in Sekundenbruchteilen in eine Sinngestalt umgesetzt. Diese «Gestalt» können wir nicht sehen, nicht be-greifen und nicht mit dem Verstand analysieren. Aber sie informiert die interessierten Instanzen in unserem Körper über unser Gegenüber. Sie sagt uns etwas. Zum Beispiel «fremd», oder «vertraut», oder «Adenauer», oder «Angst», oder «Vertrauen», oder «Mann», oder «Frau». Jetzt denken Sie, liebe Leserin, lieber Leser, vielleicht an einen trainierten Spürhund, dem solche Fähigkeiten nachgesagt werden.

Das Bild ist gar nicht abwegig. Da ist der Fall des jungen Medizinstudenten Stephen D. in New York, der Drogen – vor allem Amphetamine und hier und da Kokain – konsumierte: «Ich hatte geträumt, ich sei ein Hund ... und als ich erwachte, war ich in einer Welt unendlicher Gerüche, einer Welt, in der alle anderen Wahrnehmungen, auch wenn sie verstärkt waren, vor der Intensität der Gerüche verblassten. ...» In der Parfümerie habe er alle Gerüche erkannt, «und ich fand jeden einzigartig – jeder erinnerte mich an etwas, jeder war eine Welt für sich». «Ich ging in die Klinik, schnupperte wie ein Hund und erkannte alle Patienten, die dort waren, bevor ich sie sehen konnte. Jeder von ihnen hatte seine eigene olfaktorische Physiognomie, ein Duft-Gesicht, das weit plastischer und einprägsamer, weit assoziationsreicher war als sein wirkliches Gesicht.» Er konnte die Gefühle der Patienten – Angst, Zufriedenheit, sexuelle Erregung – wie ein Hund riechen. Stephen D. erkannte jede Strasse, jedes Geschäft am Geruch und fand sich in New York mit Hilfe seiner Nase zurecht.

Er musste dauernd den Impuls unterdrücken, alles zu beschnuppeln. «Und all dies ging einher mit einer bebenden, lebhaften Emotion und einer seltsamen Sehnsucht nach einer verlorengegangenen Welt, die halb vergessen, halb erhalten geblieben war», schreibt dazu der Psychiater und Buchautor Oliver Sacks, der über diesen Fall berichtet. Nach drei Wochen war der «Spuk» zu Ende. Das war vor 21 Jahren. Dr. D., ein Freund von Sacks, ist heute ein erfolgreicher Internist. Gelegentlich überkommt ihn eine Sehnsucht nach jenem Erlebnis: «Diese Welt der Gerüche und Atmosphären», seufzt er. «Sie war so lebendig, so real! Es war wie ein Besuch in einer anderen Welt, einer Welt der reinen Wahrnehmung – einer reichen, bunten, prallvollen Welt. Wenn ich doch nur ab und zu zurückgehen und wieder ein Hund sein könnte!» Die «Welt der Gerüche und Atmosphären» – ist sie das verlorene Paradies des Menschen? Oder ist sie die Vision einer Welt, die der Mensch, auch ohne enthemmende Wirkung von Drogen, heute betreten kann? Vielleicht

Als de Gaulle und Adenauer einander in die Arme fielen, erstarrte ihre Umgebung (rechts aussen Pompidou) in Festerlichkeit. Weniger steif sind die beiden Maori-Frauen beim traditionellen Nasengruss. Ein solches freundliches Beschnüffeln der Nase oder auch der Wangen gibt es bei vielen Völkern.

FOTOS: ROZCUM BAWARIKANUS

«UNSERE FREUNDSCHAFT IST EINE ROSENHECKE»

sind die zwei Ansichten nur die zwei Seiten einer einzigen Münze.

Wann das Paradies verloren ging, wissen wir nicht. Die Spezies *Homo sapiens* ist etwa 100 000 Jahre alt. Das ist, entwicklungsge­schichtlich gesehen, eine sehr kurze Zeit. Die wirklich revolutionären genetischen Ver­änderungen – der aufrechte Gang und die starke Vergrößerung des Hirnvolumens – haben sich in den Jahr­millionen davor voll­zogen. Die Entwicklung einer Art ist auf zufällige Veränderungen im Erbgut, so­genannte Mutationen, angewiesen. Die meis­ten Mutationen sind schädlich, und nur wenige bringen dem Träger der neuen Gene einen Vorteil, so dass diese Gene an folgende Generationen weitergehen. Die Vergrößerung des Hirnvolumens hat sich als solcher Überlebensvorteil für die «Vormenschen» erwiesen. Sie hatte aber zur Folge, dass die Föten immer grössere Schädel hatten. Da setzte sich eine Mutation durch, die bewirkte, dass das Junge als eine «biologische Frühgeburt» zur Welt kam und deshalb eine «Dépendance» der Gebärmutter ausserhalb des Körpers benötigte, um ungefährdet reifen zu können.

Dieser «biologische Brutkasten», diese Gebärmutter ausserhalb des Körpers ist die Atmosphäre der körperlichen, seelischen und geistigen Geborgenheit, in die hinein das Menschenkind geboren wird. Es nimmt diese Atmosphäre vorab als Geruch wahr, als den Duft seiner Mutter, und spricht schon in den ersten Lebensstunden auf Geruchs- und Geschmacksreize kräftig an. Beide Sinne spielen so eng zusammen, dass man sie auch gemeinsam als «Oralsinn» bezeichnen kann. Im Reich der Säugetiere ist das Fundament dieses einen Sinnes das, was die Biologen «Brutpflege» nennen. Die inneren Antriebs­energien, auf die der Oralsinn wirkt, dienen den zwei Grundbedürfnissen Nahrung und Fortpflanzung.

Es ist experimentell nachgewiesen, dass Neugeborene den Geruch ihrer Mutter und dass auch Mütter den Geruch ihrer Kinder erkennen. Das Menschenkind taucht bei der Geburt in den Duft der mütterlichen Atmosphäre ein, und wenn ihm die Mutter zum ersten Mal die Brust gibt, verschmilzt es «mit der in Duft und Geschmack sich präsentierenden Welt», wie es der feinfühligste Mediziner und Philosoph Hubertus Tellenbach formuliert. Hier entsteht ein unentbehrliches Lebens­element des Menschen: Das Vertrauen, «eines der grandiosesten Vorurteile, ohne welche der Mensch sich nicht entfalten kann». Es ist die Basis seiner Selbstentdeckung, das Fundament seiner Beziehungsfähigkeit und der Kern seiner Glaubensfähigkeit im religiösen Sinne. Geruch und Geschmack, also der Oralsinn als «Sinn des Vorurteils», sind an diesen Prozessen wesentlich beteiligt. Vertrauen äussert sich ja

auch als vertrauensvolles Hinwenden zum Vertrauten, zum vertraut Riechenden und Schmeckenden.

Im Geschmack liegt der Keim der Weisheit: Die für den Menschen entscheidende Wesensbestimmung gründet im Geschmack, schreibt Tellenbach: Das lateinische Wort *sapientia* (Weisheit) hat dieselbe Wurzel wie *sapor* (Geschmack). Weisheit hat also nichts mit Wissen zu tun, sondern mit dem Urteilsvermögen, dem Wahrnehmen des Wesentlichen, der Atmosphäre von Menschen, Dingen und Ereignissen. Der Geschmack, der mich zwischen Kitsch und Kunst unterscheiden lässt, entstand aus dem Geschmack, diesem vorurteilenden Sinn, der Nahrung in Geniessbares und Ungeniessbares einteilt.

Für den eigenwilligen Anthropologen Lyall Watson war das Entstehen der menschlichen Zivilisation eine Frage des Geschmacks, die sich erhob, als unsere vegetarischen Vorfahren Jäger wurden. Ein Raubtier verschlingt das Fleisch, ohne es richtig zu schmecken. Doch die Hominiden, die sich im ostafrikanischen Great Rift Valley tummelten, hatten ein Geschmackssystem, das durch den Genuss subtil schmeckender Früchte und Nüsse verwöhnt war. Da wäre es eigentlich verwunderlich, wenn sie nicht darauf gekommen wären, dem Fleisch durch Kochen die Wärme, die es unmittelbar nach dem Töten der Beute hatte, zurückzugeben und es dabei erst noch mit neuem, subtilerem Geschmack zu versehen. Dies geschah, so behauptet Watson, lange bevor die Hominiden ihre Angst vor dem Feuer, die sie mit allen Tieren teilten, überwunden hatten: Sie konnten ihr Fleisch einfach in einen der vielen Geysire ihrer vulkanischen Heimat eintauchen. Watson hat in einer Reihe von Versuchen an den heissen Quellen im Great Rift Valley, wobei er nur Stecken als Werkzeuge benutzte, den Beweis angetreten, dass es möglich ist: «Ein Ei ist in sechs Minuten weichgekocht. Ein Hühnerbein ist in weniger als einer halben Stunde perfekt gekocht. Und es erhält erst noch von den Mineralsalzen in der Quelle ein interessantes Aroma.» «Ein delikates Gericht gibt in prominenter Weise Kunde von einer Kultur. In dieser hat der Geschmack (im allgemeinen Sinn) Ursprung und Heimat», schreibt Tellenbach. Und Watson argumentiert, dass das Kochen ein Kriterium sei, das den Menschen von den anderen Lebewesen unterscheidet. Wichtigstes Motiv sei die Veränderung des Geschmacks, die Erhöhung der Attraktivität von Nahrung gewesen. Die Folgen waren tiefgreifend: «Das Kochen brachte auch die Küchen. Werkstätten, die Erfindungen wie Backöfen und Öfen, Stössel und Mörser, Mühlen und Pressen hervorbrachten. Die Küchen waren die ersten Laboratorien und die Köche die ersten Wissenschaftler und Techniker.»

Solche Überlegungen ergeben eine interessante Perspektive. Wenn wir uns an die beiden Instinktbereiche des Oralsinnes – Nahrung und Fortpflanzung – erinnern, hat sich die menschliche Zivilisation im Grunde völlig einseitig entwickelt. Die Esskultur –

vom Getreideanbau 10 000 v. Chr. über Tierzucht, Gewürze, Reis, Teigwaren, Tee, Kaffee, Weine, Essrituale, Staatsbankette bis zur Nouvelle cuisine – wurde zum Fundament der Kultur schlechthin. Der gute Geschmack mauserte sich zum Urteil darüber, ob etwas in diese Kultur passt oder nicht. Und der Geruch? Nun, wir sagen zwar Esskultur; aber niemand würde von einer «Fortpflanzungskultur» reden. Auch die Thematisierung von Sexualität in den Massenmedien kann nicht als Ausdruck einer kulturellen Entwicklung bezeichnet werden. Die einseitige Entwicklung der Zivilisation, das Ausblenden der Geruchskomponente, wäre demnach nicht etwa die Folge einer religiös bedingten Prüderie. Es scheint vielmehr umgekehrt zu sein: Jede von menschlichen Autoritäten verfügte Einschränkung und Unterdrückung der Sexualität konnte sich nur durchsetzen, weil offenbar in unserem Erbgut schon seit Jahrmillionen ein entsprechendes Tabu enthalten ist. Dieses Tabu hat mit dem Geruch zu tun.



Um dies zu verstehen, müssen wir einen Sprung zurück (in der Menschheitsgeschichte und in diesem Bericht) machen und uns an die «biologische Frühgeburt» erinnern. Genau zu der Zeit, als die Jungen infolge zunehmender Intelligenz so grosse Schädel bekamen, dass sie ausserhalb des Körpers «ausgetragen» werden mussten, entstand bei den aufrecht gehenden Hominiden eine neue Lebensform: Die Familie mit Arbeitsteilung war am besten geeignet, die lebensnotwendige Atmosphäre als «biologischen Brustkasten» für das Neugeborene zu bilden. Die Treue der Partner während der Aufzucht der Jungen wurde wichtig, erklärt der australische Anthropologe D. M. Stoddart. Die Motivation des Männchens, der Familie treu zu bleiben, hing mit seiner Gewissheit zusammen, der leibliche Vater zu sein. Damals verkündeten die Weibchen, wenn sie im Östrus waren, ihre Empfangsbereitschaft öffentlich durch Duftsignale und zogen von nah und fern die Männchen an. Diese Geruchskommunikation wurde deshalb im Laufe der Entwicklung im Interesse der Jungen unterbunden. Nach Stoddart war das gewissermassen eine «genetische Verdrängung». Sie habe den duftenden und riechenden Menschen in eine zwiespältige Lage gebracht; denn die anatomischen Instrumente für eine aktive geruchliche Kommunikation sind vorhanden: «dichte Ansammlungen von apokrinen Schweißdrüsen, die auf die Duftproduktion spezialisiert sind, und Haarbüschel um diese Ansammlungen herum». Aber der moderne Mensch habe den Körpergeruch mit Tabus belegt. Es gehöre sich nicht, über den Körpergeruch anderer, und schon gar nicht über den eigenen, zu reden. Der Körpergeruch werde bekämpft, indem wir uns häufig waschen und mit allen Arten von Wohlgerüchen behandeln. Und gleichzeitig verspüren wir «ein tiefes Bedürfnis, nach etwas zu riechen und den Geruch anderer wahrzunehmen – solange es nicht die Gerüche von Menschen sind!» Die Geruchskultur des Menschen sei nicht nur rückständig, sondern atavistisch, das



«Das war wahrscheinlich der kniffligste Augenblick für den Präsidenten der Vereinigten Staaten während seines einwöchigen historischen Besuchs im kommunistischen China», schrieb 1972 ein Kommentator zu dem Foto, auf dem sich Richard Nixon neben Tschu En-lai mit den berühmten Stäbchen abmüht und offenen Mundes hoffnungsvoll auf den Bissen

wartet. Das gemeinsame Essen ist seit uralten Zeiten ein Ausdruck dafür, dass Menschen sich nahegekommen sind. «Wenn man nicht aneinander Geschmack findet, schmeckt auch das Essen nicht», schreibt der Mediziner und Philosoph Hubertus Tellenbach. Als Nixon 17 Jahre später den damaligen chinesischen Führer Deng Xiaoping be-

suchte, schmückte ein prachtvolles Blumenarrangement den Teetisch. In diesem hatte auch die rote Rose, bei uns heute ein Symbol des Wohlgeruchs und der Liebe, ihren Platz.

FOTOS: RDZ/UPI
KEY COLOR/AFP



Mitten in einer Diskussion hebt die Arme hoch und dehnt sich. Entspannung? Nicht immer, sagt die Ethologin Margret Schleidt. Oft ist es ein soziales Signal: «Hinschauen! Herhören! Ich habe etwas zu sagen.» Das wird ausgedrückt durch Vergrössern des Oberkörpers und durch Verströmen von Körpergeruch aus der Achselhöhle. So sei das Armhochheben ein klarer Ausdruck männlicher Dominanz. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass nur Frauen die als Geruchsträger wirkenden Achselhaare entfernen, obwohl der männliche Geruch nachweislich stärker ist und von Frauen wie von Männern häufiger als unangenehm beurteilt wird.

heisst in grauer Vorzeit steckengeblieben, sagt Stoddart.

Vielleicht hat er recht. Aber heute sieht es so aus, als ob die Geruchskultur weltweit vor einem explosiven Entwicklungsschub stünde. Seit zwei Jahren gibt es den «World Smell Day», also den Welt-Geruchstag (16. Juni), eine Erfindung des irischen Biochemikers und Parfümeurs George Dodd, der an der Universität Warwick bei Coventry lehrt. Die Feiern werfen zwar noch keine grossen Wellen (oder haben Sie davon gehört?), aber Dodd, der vor fünf Jahren einen ersten internationalen und interdisziplinären Geruchskongress in Warwick organisierte, will seine Idee nach dem Schneeballprinzip verbreiten.

Heuer konnte Dodd schon die Delegierten zum zweiten Geruchskongress begrüßen: Ein Beweis, dass die Geruchsforschung in vielen Bereichen – Molekularbiologie, Genetik, Psychologie, Soziologie, um nur einige zu nennen – aus ihrem Dornröschenschlaf erwacht ist. Wir wissen heute, dass jeder Mensch einen genetisch fixierten individuellen Körpergeruch hat, der genau so spezifisch ist wie sein eigenes Immunsystem. Wir wissen auch, dass wir die Fähigkeit haben, die Gerüche von vertrauten Menschen zu unterscheiden und sogar das Geschlecht eines erwachsenen Dufträgers zu erkennen. Diese Fähigkeiten – vielleicht werden noch andere nachgewiesen, zum Beispiel das Erkennen von Emotionen – spielen eine wichtige Rolle im täglichen Umgang mit Menschen, die wir kennen oder kennenzulernen bereit sind. In der Massenkultur der Grossstädte dagegen sind wir geruchlich überfordert. In München und Tokio wurden Leute darüber befragt, an welche Gerüche sie sich spontan erinnerten. In beiden Kulturen wurden «Schweiss und Körpergeruch» gleich häufig als unangenehme Gerüche genannt, meist im Zusammenhang mit dem ausweglosen Gedränge im Bus oder in der U-Bahn. Die Gerüche von Ehepartnern, Freunden und Kindern wurden dagegen zwar weniger häufig, aber mehrheitlich als positiv erinnert. Der mondäne Schriftsteller Somerset Maugham wunderte sich, weshalb sein dicker und unansehnlicher Kollege H. G. Wells so viel Erfolg bei den Frauen hatte, und fragte eine von Wells' «Maitressen», wie man damals sagte, was an dem Manne so

FOTO: BAUMANN/MAURITIUS

anziehend sei. Er bekam eine überraschende Antwort: «Ich dachte, sie würde seinen scharfen Verstand oder seinen Sinn für Humor nennen; überhaupt nicht; sie sagte, dass sein Körper nach Honig rieche.»

Vertrauter Geruch ist angenehm, fremder unangenehm. Dieses Vor-Urteil scheint uns angeboren zu sein und hat seine Berechtigung in einer Gesellschaft, in der fremde Gerüche selten und meist in der Minderzahl sind und entweder bald wieder aus unserem Duftkreis verschwinden («verduften») oder sich durch Vertrautwerden in angenehme Gerüche verwandeln. Aber das Vor-Urteil kann auch zum Vorurteil werden, das überdauert: «Die xy stinken.» Dieser Mechanismus wirkt schon in überschaubaren Kulturen von Naturvölkern und ist auch hinter Indiens Kastensystem zu erkennen. In unserem Zeitalter der Fluchten und Völkerwanderungen scheint die in der Esskultur wirkende Lust am Neuen und Fremden, die Freude am Experimentieren, als Impfstoff gegen die Verkrustung gelegentlicher Episoden von Geruchsvorurteilen zu wirken (s. dazu S. 40).

Angenehmer vertrauter Geruch, unangenehmer Fremdgeruch. Das ist auch, auf eine einfache Formel gebracht, die Legitimation der Parfümindustrie, die im Grunde genommen so alt wie die Menschheit. Jedenfalls scheint das Bedürfnis, die eigene, persönliche Aura oder Atmosphäre mit vertrauten Wohlgerüchen von Blumen zu schmücken, uralte zu sein. Ethnologen wie die Deutsche Ingrid Bell-Krannhals, die anderthalb Jahre auf den Trobriand-Inseln in der Südsee arbeitete, berichten über die Parfums der Naturvölker. Eine Mehrzahl der Trobriander nannte auf die Frage nach dem «besten Geruch» eine Blume. Männer und Frauen auf Trobriand schmückten sich gerne und oft mit wohlriechenden Blüten. Sie trugen Kränze, zum Beispiel aus Frangipani-Blüten, und stecken sich gut riechende Kräuterbüschel in den Reif am Oberarm – Parfum und Deo aus dem Garten! Wir Menschen der Industriegesellschaften haben diese Vorliebe behalten. Die befragten Deutschen und Japaner nannten Blumen gleich häufig als Ursache angenehmer Geruchserinnerungen. In München lag die Rose an der Spitze, in Tokio an zweiter Stelle. Dieses weit verbreitete Symbol für Wohlgeruch und Liebe spielte auch eine Rolle in den Begegnungen zwischen Adenauer und de Gaulle, von denen wir am Anfang berichtet haben. Sie verglichen auf einem Empfang ihren Freundschaftsvertrag mit Rosen: «Sie haben ihre Zeit», sagte de Gaulle. Und Adenauer habe im eigenen Garten bewiesen, dass eine Rosenhecke bei guter Pflege «jeden Morgen neue Blüten treibt». Ja, fiel ihm Adenauer ins Wort, und er könne auch aus Erfahrung sagen: die Rose sei «die andauerndste Pflanze, die wir überhaupt haben».

Die Lust am Blumenduft drückt nach Ansicht der Verhaltensforscherin Margret Schleidt, welche die Befragungen in München und Tokio durchgeführt hat, auch «ein Bedürfnis nach Luxus» aus. Dieses Bedürfnis haben die Parfümeure aller Zeiten zu





FOTOS: BELL, CHRISTIAN HELMLE, KEY COLOR/
S. GRANDADAM



erfüllen versucht. Erst Mitte unseres Jahrhunderts wurde alles anders. S. le Norcy von der Nina Ricci Parfums in Paris schilderte das in einem Referat am Warwicker Kongress: «Noch unsere Urgrossmütter berieten sich mit ihrem Parfümeur, der exklusiv für sie ein Parfum entwarf. Die Formel war geheim, und unsere Urgrossmütter verrieten niemandem die Zusammensetzung, so sehr war es Teil ihrer Persönlichkeit. Die Tradition des persönlichen Parfums lebt weiter – für ganz wenige anspruchsvolle Kunden. Was für ein Kontrast zwischen der Anmut personifizierter Parfumherstellung und der Realität von heute: Zum ersten Mal ist Parfum für jedermann erhältlich. Zu unserer Lebenszeit hat sich das Parfum von einem Luxus für wenige zu einem alltäglichen Konsumprodukt gewandelt.» Frau Schleidt hat auf Grund ihrer Untersuchungen den Verdacht, dass dieser Trend die Parfums und anderen duftenden Mittel der Körperpflege zum «grauen Flanell» der Geruchswelt werden lässt: Die Gerüche, denen wir im Alltag begegnen, gleichen sich immer mehr an. Dies scheint von den Duftbenützern erstrebt zu werden, damit sie im Gedränge von Verkehrsmitteln, Warenhäusern und Restaurants nicht Anstoss erregen. Bereits sind aus den Vorlieben für gewisse Parfums nationale Gerüche entstanden. Eine Mitarbeiterin des Forschungsinstituts für Angewandte Ästhetik in Freiburg i. Br., das internationale Marktforschungen für die Parfumindustrie durchführt, berichtete: «Wenn ich im Flughafen Frankfurt ankomme, könnte ich blind sagen, wo ich bin – alles riecht nach Joop!» Das ist nun nicht unbedingt die «reiche, bunte, prallvolle Welt» des Stephen D. Aber es gibt sie doch. Ich bin ihr begegnet im Zürcher Kreis 5, wo der Münchner Aromatherapeut Martin Henglein einen Kurs für an-



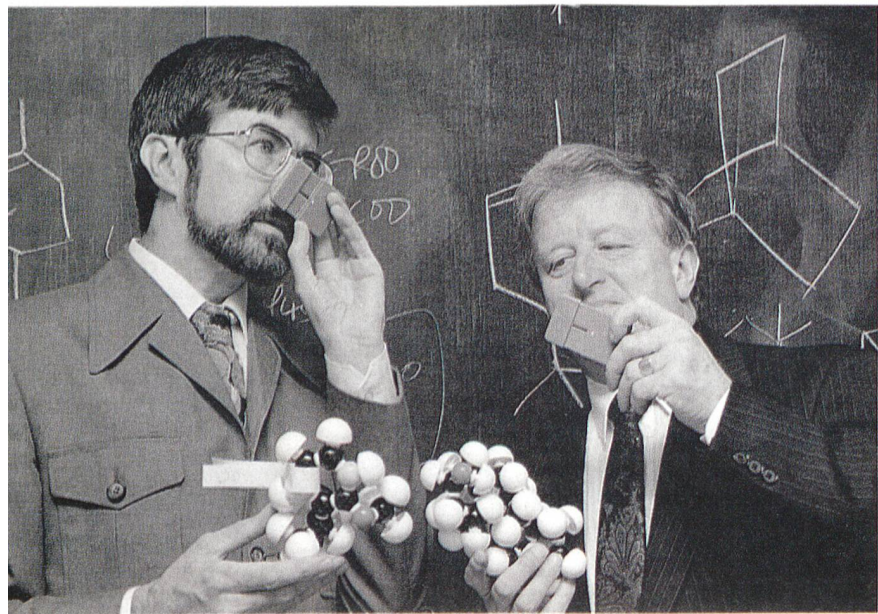
*Duft als Welt-
sprache. Südsee-
insulaner (hier
zwei Frauen auf
dem Rangiroa-
Atoll in Tahiti)
flechten für ihre
Gäste, also auch
die Touristen,
wohlriechende
Blumengirlanden.
Dieser Brauch
hat eine uralte
Tradition. Oben
links: Eine junge
Frau von den Tro-
briand-Korallen-
inseln, auf denen
sich noch viele alte
Bräuche erhalten
haben. Sie trägt*

*einen Schwanger-
schaftsmantel, der
hier Erstgebären-
den umgelegt wird.
In diesen magi-
schen Mantel sind
Büschel von
Duftkräutern ein-
geflochten, die
in Kokosöl einge-
legt waren. Rechts:
Als ausgesproche-
ner Duftgeniesser
freut sich der Thu-
ner Florist Stephan
Ali, 34, wenn
ihn Kunden fra-
gen: «Riechen die
Rosen dort auch
wirklich gut?»
Bereitwillig verhilft*

*er hier einer Kun-
din zum Geruchs-
erlebnis mit einer
seiner duftenden
Rosen aus San
Remo. Ali umgibt
sich auch in der
Freizeit mit Wohl-
gerüchen. «Zu
Hause habe ich
immer Duftlampen
aufgestellt. Ausser-
dem mache ich
auch richtige Räu-
cherungen mit
Hölzern, Kohlen
und Tannenharz.
Kürzlich habe ich
aus Ägypten spe-
zielle Räucherkoh-
len heimgebracht.»*



FOTO: URS SIEGENTHALER



Aromaberater Martin Henglein (oben) stellt jeweils eine Auswahl aus seiner riesigen Duftsammlung für sein Seminar zusammen. Unten: Die Biochemiker George Dodd (links) und Don Jenkins schnupfern an ihren «Osmone 1»-Kassetten. Sie halten Modelle der Moleküle von Osmone (rechts) sowie des Duftstoffes im grünen Pfeffer in der Hand.

gehende Aromaberater durchführte. Die Aromatherapie beeinflusst über Duftreize in Bädern, Massagen, Verdampfungen und Inhalationen gezielt Körperfunktionen wie Blutdruck, Muskelspannung oder Herzfrequenz. Henglein, Autor des Buches «Die heilende Kraft der Wohlgerüche und Essenzen», benützt als Therapeut die Duftstoffe auch, um psychische Prozesse in Gang zu bringen. Darüber, ob spezifische Gerüche bei allen Menschen die gleichen spezifischen Reaktionen auslösen können, streiten sich die Gelehrten noch. Manche behaupten, die Reaktion sei jeweils nur durch Konditionierung antrainiert. Der Biochemiker Dodd ist dagegen überzeugt, dass es Duftmoleküle gibt, die wie Schlüssel in spezifische Rezeptoren passen und im Hirn vorprogrammierte Reaktionen auslösen. Er und sein Kollege

Don Jenkins haben ein Geruchsmolekül, das im menschlichen Achselschweiss vorkommt, synthetisch «nachgebaut». Sie nennen es «Osmone 1». In Untersuchungen, die noch laufen, hat sich bei vielen an Schlafstörungen und ähnlichen Stressfolgen leidenden Versuchspersonen, die Osmone 1 täglich mindestens viermal einatmeten, eine deutliche Stressreduktion eingestellt. Dodd und Jenkins wollen Osmone 1 als ein «Valium ohne Nebenwirkungen» auf den Markt bringen.

Henglein gilt im deutschen Sprachraum als die Kapazität auf dem Gebiet der Gerüche. Er berät heute Institutionen und Firmen, die mit Duftstoffen eine neue Dimension des Ambiente erschliessen wollen, und bildet Aromaberater(innen) aus, die diese Aufklärungsarbeit in die Breite tragen. Anderthalb Stunden sass ich im Kursraum, während die Teilnehmer(innen) die Ergebnisse ihrer Gruppenarbeit vortrugen. Es ging um die Beurteilung, Einstufung und Erkennung von Duftstoffen, die in Fläschchen herumgereicht wurden, so dass man während der kurzen Referate daran schnuppern konnte. Ich war überwältigt – von der Intensität und Fülle der Gerüche, von der Buntheit der Beschreibungen, von der Präzision der Beurteilungen. Da hiess es: «Blumig ... lilienartig ... nüttenhaft, aber nicht billig ... sinnlich ... sehr körperlich ... als Parfum abends ... nicht von einem Mann benützt...» «Was für eine Blume?» «Im schwülen Bereich, wo auch der Jasmin sitzt...» Die richtige Erkennung, in diesem Fall Narzisse, war zwar auch wichtig, aber fast noch wichtiger war der Weg dorthin – «reich, bunt und prallvoll».

Mir fielen in den anderthalb Stunden vor allem zwei Dinge auf. Erstens die Leichtigkeit, mit der die umwerfende Vielfalt von Gerüchen, die mir beim Betreten des Raumes entgegenschlug, sich schon beim ersten Geruch, der herumgereicht wurde, in eine Art hübschen, bunten, aber unauffälligen Teppich verwandelte, vor dem sich jeder Geruch voll entfalten konnte. Und zweitens die grosse Rolle, welche die Erotik bei dieser Auseinandersetzung mit Düften spielt. Es ist eine Erotik von einer ganz besonderen Qualität. Sie erinnert an das Hohelied im Alten Testament:

«Dein Schoss ist ein Park
von Granatbäumen
mit allerlei köstlichen Früchten,
Cypertrauben samt Narden,
Narde und Safran, Gewürzrohr und Zimt
samt allerlei Weihrauchhölzern,
Myrrhen und Aloe
mit den allerbesten Balsamen.»

Verglichen mit solcher Poesie nehmen sich Berichte über erstaunliche Wirkungen «künstlicher Pheromone» auf das Verhalten von Menschen eher phantasielos aus. Als Pheromone werden in der Biologie sexuelle Lockstoffe bezeichnet, die bei Schmetterlingen zum Beispiel die Männchen aus Tausenden von Metern anfliegen lassen. In Experimenten soll abgeklärt werden, ob gewisse

ÜBER DIE BRÜCKE DES GERUCHS

Den Naturfarbenmaler Carlo Vagnières, den wir in Heft 1/91 befragten, inspirierte eine Zeitungsnotiz, wonach ein Drittel der männlichen Todesfälle in der Schweiz auf Selbstmord zurückzuführen ist und die Maler nach den Ärzten die grösste Berufsgruppe in der Selbstmordstatistik darstellen, zu diesem Beitrag:

Es gab eine Zeit des Alleingelassenseins. Tag für Tag arbeitete ich, damals gerade 17, in einem unausstehlichen Gestank, an den ich mich, soviel wusste ich schon damals, nie gewöhnen wollte. Tag für Tag sehnte sich etwas in mir nach dem Feierabend, während etwas anderes arbeitete. Es schien kein Ende zu nehmen. Mir war elend.

Die Arbeiten wiederholten sich. Weisse Kunstharzwände. Immer wieder. Und für wen? Mit den Kunden gab es kaum Kontakt. Gelegentlich reichte es für einen Kaffee. Aber dann mieden mich die Leute. Da ich nichts anderes kannte, hielt ich diesen Zustand für normal. Was wollte ich auch mehr als Malerlehrling?

Da war ein Traum: Ich hätte die Menschen, für die ich arbeitete, gern kennengelernt. Dann hätten wir zusammen Farben gefunden für ihren Lebensraum, Farben, die ihnen entsprochen hätten. Aber da gab es nur weiss, weiss, weiss. Und wenn ein seltenes Mal eine Farbe kam, da bestimmte diese irgendein anonymes Mensch im Büro oder der Chef. So schloss ich die Lehre in meiner Gestankglocke ab.

Nach dem Abschluss fand ich mich nicht mehr damit ab, dass dies nun einfach so sei. Ich setzte alles daran, um ohne Gestank arbeiten zu können. Ich führte bald Naturfarben ein. Um Skepsis zu vermeiden, sagte ich zunächst nichts davon. Um so grösser war die Freude, als die Leute das erste Mal nach Hause kamen, herumrochen und mich geradezu erleichtert fragten, was für Farben ich verwende; sie würden so gut riechen! Diese Leute waren angenehm überrascht, weil sie den üblichen Gestank erwartet hatten.

Nichts mehr von Skepsis. Es entstand ein angeregtes Gespräch. Da war eine Brücke. Ich kann sagen, dass diese Begegnung ein Meilenstein in der Lebensgeschichte eines Malers war. Heute male ich viel farbiger! ■

CARLO VAGNIÈRES



FOTO: SABINE DREHER

FOTO: ILSEMARIE ZÜTTEL

Steroide, kleine, den Hormonen ähnliche Moleküle aus dem Achselschweiss, beim Menschen wie solche Lockstoffe wirken. In einem Kino wurden Stühle mit einem männlichen Steroid besprays, worauf sich nur noch Frauen darauf setzten. Aus den Berichten über solche und ähnliche Experimente liest sich die Erwartung – oder die Angst? – heraus, dass eines Tages die eingesperrte primitive und hemmungslose Sexualität mit Hilfe eines molekularen Schlüssels «befreit» werden könnte. Aber weder in Hengleins Seminarraum, noch im Labor der Biochemiker Dodd und Jenkins, noch in den Berichten der Ethologin Schleidt fand ich irgendein Indiz in dieser Richtung. Gerade der Fall des Stephen D. hat gezeigt, dass auch eine ganz massive Enthemmung unserer geruchlichen Sinnesfreuden die Sexualität in Ruhe lässt. Trotzdem ist die «Welt der Gerüche und Atmosphären» eine Welt der Erotik. Und Erotik hat ja mit Liebe zu tun, auch mit Menschenliebe und Nächstenliebe. ■

MARTIN SPEICH

